

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 56.

Dienstag, 7. März.

1916.

Sintje.

[Nachdruck verboten.]

[A. Fortsetzung.]

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Hohrath.

Zafke küßte den roten Vorhang, und alle drei schlüpften in den verträumteren, düsteren Raum. Langsam erst erkannten sie durch den betäubenden Lärm und Rauch die kreisenden Paare und die anspruchslose Musikkapelle, die auf dem Tisch in der Ecke thronte: eine hornblasende Frau, ein geiogender Mann und ein kleiner Junge, der mit vergnügtem Grinsen seine brüllende Faute bearbeitete.

„Siehst du, wie sie die Mädchen schwenken, Jefse? Das ist großartig, da ist Schwung drin. Und der Gestank von Bier und Tabak und Staub, wie gut das stimmt, das verstehst du gar nicht, Jefse, du bist in der neuen Vorstadt geboren! Setzt euch daher auf die Bänke, Kinder, jetzt zahl ich euch einen Krug Faro, jetzt sollt ihr vergnügt werden.“

Noze-Poltjes Farobier war süß und steigerte den Durst auf das angenehmste. Die drei ließen sich's schmecken. Sie lagen rekt im Dunklen auf ihrer Bank, als bescheidene Buschauer.

Aber Zafke war Eingeborener. Er kannte die Melodie, die die Frau in abgebrochenen Dissonanzen aus ihrem Klapphorn schmetterte, und er kannte den Schritt und Tritt des Tanzes. Faro, Rauch und die kreisende Bewegung liegen dem allen Voustück zu Kopf. Mit den Füßen, die in glänzend gewickelten Hospitschuhnen standen, begann er den Trott zu treten. Dicht schwankten die Paare an den Buschauern vorüber, lautlos austretend, da sie die Holzschuhe unter den Bänken stehen hatten. Nur die Mädchen freischauten zwieilen gellend auf, und die Burschen gröhnten zur Musik.

Zafke stand auf und breitete begeistert die Arme aus. Anfanglich begnügte er sich damit, sich langsam einsam um sich selbst zu drehen, schwerstampfenden Trittes. Dann aber häckte er nach einem Mädchen, das am Arm seines Burschen an ihm vorüberstreifte, „Komm, Jungferchen, her zu mir.“

Das Mädchen frechste lachend auf, der Bursche fluchte.

„Alter Narr, was ficht dich an?“

„Ich tanze besser als ihr Jungen alle“, erklärte Zafke schlußberuhigt und drehte sich weiter im Solotanz. Die Musik hatte aufgehört zu spielen, aufdringlich klapperten seine Absätze in die eingetretene Stille hinein.

Schot ihn an, den Alten, er hat Stiefel an und einen schwarzen Luchrock, es ist ein Mossieu! Es ist keiner der Unseren. Was will der hier? Wir wollen unter uns sein. Eingeschmuggelt hat er sich, der Christo, der Mossieu!“

Sogleich wurde vereinzelter Lächerl und Pfeifen laut. „Ein Mossieu! Ein Mossieu!“

Zafke stand still. Verwirrt und empört. Nun hätte er sprechen und sich ausweisen müssen, der alte Marollen, aber er fand die Worte nicht.

Schon riß ihm ein Sloubec (Tunichtgut) die rosa Kapuznelle aus dem Knopfloch, und ein anderer zog ihm das weiße Taschentuch aus dem Rockloch, eine rücklose Hand sauste sogar nach dem tobelloß gesträkten Hemdkragen.

„Hü! Hü! I'mossieu! I'mossieu!“
Doch da sprang Sintje auf und drängte sich zwischen den Großvater und seine Angreifer.

„Dummheit, Dummheit!“ kreischte die hohe, grelle Kinderstimme. „Er ist kein Mossieu, er ist mein Großvater. Und mich kennt ihr doch, ihr Dummen, ich bin doch das Sintje! Das Sintje aus dem Bouchenelle-feller! Das Sintje von der Hexe! Ja, wartet, der sag ich's, wenn ihr meinen Großvater anrührt, dann schlägt sie euch die Augen aus heute abend.“

„Das Sintje! Ja, das ist das Hexenjunge, das Sintje, die Kellerratte“, bestätigten viele Stimmen.

Über den Lärm war die Wirtin herbeigekommen, ein zahnloses, häßliches, altes Weib. Sie schlug die runzigen Hände über den Kopf zusammen: „Herr Jefses, Maria und Joseph, der Zafke ist es! Der lustige Zafke d'el Trap.“

„Zafohl, der Zafke“, bestätigte der Umling, der endlich seine Sprache wiederfand. „Der bin ich. Ich bin gekommen, um mit euch Feierabend zu feiern, aber ihr bereitet mir einen schönen Empfang, ihr Marollen! Nur Noze-Poltje hat mich erkannt. Nur die Kleine Noze hat kluge Augen im Kopf und ein gutes Gedächtnis.“ Als sahe er die häßlichen Spuren nicht, die die Zeit ihm in das einst schöne Gesicht gebraben hatte, nickte er dem alten Weibe bewundernd und vertraulich zu.

„Noze-Poltje, du hast früher viel mit mir getanzt, willst du jetzt noch einmal —“ es kam plötzlich eine feste Handführung über Zafke. „Musik!“ sagte er nur noch abgebrochen, und er nickte dem Orchester aufmunternd zu.

Ja, Noze-Poltje wollte wohl.

Ein großes Gelächter brach los, alle wichen zur Seite, um den beiden Alten Platz zu machen. Schmetternd zeigte die Musik wieder ein mit einem Übermaß von Begeisterung. Zafke d'el Trap und Noze-Poltje umfaßten sich und tanzten langsam und kunstgerecht.

Sintje war auf den Musikantentisch geklettert, um einen freieren Ausblick zu gewinnen. Sie sah nun neben dem paukenschlagenden Jungen und hielt sich die Seiten vor Lachen. Schrill und unverkennbar durchdröhnt dieses Kinderlachen den Lärm des Orchesters. Zu lustig wollte Sintje der Anblick scheinen, wie da der Großvater das häßliche, alte Weib herumdrohte.

Endlich hatten die jungen Paare das Buschen satt, sie faßten sich wieder und tanzten um die Alten herum und vergaßen diese über sich selbst. Geisteigerte Bäume, trunksame Genußsucht lagerte in der düstigen Abendstimmung der Schenke. Die Ausgelassenheit begann in Billlosigkeit auszuarten.

Das alte Paar tanzte längst nicht mehr.

Der Flämmländer hatte sich in seiner dimmten Ede hüliglich still gehalten, ein Glas Faro ums andere getrunken und war dann friedlich eingeschlummert.

„Sollen wir nicht endlich gehen, Großvater? Bei uns im Bouchenelle-feller ist doch große Feiervorstellung heute, Großvater?“

"Maul halten, Zoffe, du hast recht, Kind, zum Pauschellesteller müssen wir unbedingt."

Mit vereinten Kräften rüttelten sie nun den schlafenden Alten wach.

"Zoffe, altes Murmeltier, auf! Heute nacht kannst du noch lange schlafen, wir sind auf der Kirmes, Zoffe! Vergnügen wollen wir uns! Vorwärts, kommt!"

Schlaftrunken wankte Zoffe zwischen dem Freund und dem vorwärtsdringenden kleinen Mädchen nach Papa Toones berühmtem Keller.

Hier erst wurde er ganz wach, denn Zoffe schlug ihn in seiner Begeisterung unausgesetzt aufs Knie.

"Da schau, Alter, so was hast du in deinem Leben noch nicht gesehen. Da, die große Marionette im roten Mantel, das ist Julius Cäsar. Sieh, wie der andere da mit den Armen schlägt, das ist der Bösewicht! Teufel auch, nun packt der die kleine Schäferin! Da soll doch gleich! Stein in den Brunnen, recht sol!"

In dem niedrigen Keller saßen und standen die Marollenen dichtgedrängt. Ein kindliches, unerzogenes, reidenschaftliches Publikum. Weiber in zerlumpten Lüchern, aber künstlich aufgebauschten schwarzen oder rohblonden Haaren. Männer mit unheimlichen Verbrecherphysiognomien, Trunkenbolde und bleiche Hungerkandidaten, darüber viel ausgelassenes, jungherbes, vergnügtes Volk, sie alle hatten den „Gents“ Eingangsgeld aufzu bringen gewusst und verschlangen nun mit den hungrigen Augen die Vorgänge auf der kleinen Bühne. Sie eiferten sich, engraßen für und wider Partei. Sie ballten die verarbeiteten Fäuste und streckten drohend die Hände aus nach dem hölzernen Bösewicht. Die zierliche kleine Schäferin wollten sie in heißblütiger Ritterlichkeit den Klauen ihres Bedrängers gewaltsam entziehen. Aber alle Hände prallten zurück an dem starken Drahtgitter, das Papa Toone in weiser Vorsicht zum Schutz seiner hölzernen Kinder vor die Bühne gespannt hatte.

Und für die Beruhigung der lautesten Schreier sorgte die lange, schwankende Gerte der Hexe. Die saß, um ein wenig über das Publikum erhöht, auf einer läufigartigen Estrade, ein abschreckend hässliches Weib mit rotumränderten, schielenden Augen, Zintjes Großmutter. Sie war im ganzen Quartier bekannt und erfreute sich einer abergläubischen Achtung. Ihre Gerte berührte dieses und jenes unbekümmert Haupt. „Ruhe, Jan Courbatje! Maul halten dahinten, Ruhe!“ Und das wilde Volk fügte sich gehorsam dem furchtlosen alten Weib und seiner hypnotischen Willensstärke.

Neben ihr sauste, wie das Hündchen beim Löwen, Zintje, die kleine Kellerratte. Mit vergnügtem, höohnischem Grinsen folgte das blonde Hobohgeicht des Kindes jeder Bewegung der Hexe, wie sie den und jenen traf, wie sich dies und das Gesicht unwillig bei der mahnenden Verführung verzog. Ja, die Großmutter, die zwang sie alle, auf die war sie doch mächtig stolz!

„Du, Zoffe, es ist Zeit“, sagte die Stimme des Frankenlanders mürrisch in die Marionettenaufführung hinein. Er stieß Zoffe dabei an und deutete mit dem breiten Daumen nach der Uhr an der Wand.

Zoffe ärgerte sich, davon namahnt zu werden, daß das Tor des Hospizes um zehn Uhr schon geschlossen wurde, denn er hätte die Herrlichkeit bis zum Ende auskosten mögen.

„Geh, sieh nach der Bühne“, sagte er mürrisch.

Nach einer kleinen Weile stieß Zoffe den Freund zum zweitenmal an. „Du, Zoffe, es ist Zeit.“ Und wieder und wieder, bis dem alten Marollenen endlich die Geduld riß.

„Zum Teufel mit deiner Pünktlichkeit! Na, so komm. Auf!“

Mühsam erhoben sich die beiden bierschweren Alten. „Auf! Sie!“

Aber noch einmal drohte sich Zoffe nach der Bühne um: „Heil Ihr dahinten, aufgehört jetzt! Vorhang runter, sag' ich; Zoffe o' sel' Trap und sein Freund Zoffe Blaes verlassen das Lokal.“

„Maul halten! Hört die allen Eßell. Hant ihm eins hinters Ohr, dem bejossenen Hageholzen!“

Aber schon walzte die Gerte des Friedensengels ihres Amtes und verwies die Schreier zur Ordnung. Mit klatschendem Laut fuhr sie aber auch auf die blanke Zylinderhüte der beiden Hospizier herab.

„Haus und Maul gehalten, ihr Narren. Zoffe, wie schmeckt das Almosenbrot?“

Der übermüdige Zoffe knickte ein wenig zusammen und schob sich eilig hinter Zoffe die Kellertreppe hinauf, hinaus in die frische Nachtluft.

Zugleich kam auch Zintje aus dem Hause geschossen. Sie machte ihre beiden Wohltäter mit einem kritischen Blick und streckte dann jedem eins ihrer braunen Händchen hin. „Könnt ihr noch gerade gehen? Kommt, ich führt euch ein Stück.“

„Waszeiwer Racker“, murkte Zoffe, aber weder er, noch Zoffe machten sich von der führenden Kinderhand frei. So bogten sie zu dreien aus der Sadgasse in die Hoogstraat ein.

Die erschien in der unsicheren Nachbeleuchtung noch menschenreicher als bei Tage. Lange Reihen angebrückten Volkes zogen singend über die Mitte der Straße. Ein Verein, in geschlossenen Kolonnen marschierend, mit wehender Fahne und schmetternder Musik trieb alles läudischlos auseinander, hinter ihm drein sprangen und tanzten ausgelassene Ketzes und Volleles (Gassenmädchen). Überall Bewegung und wüstes Geschrei.

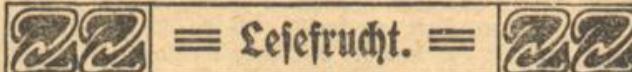
„Wenn ich alt bin, darf ich dann auch in euerm großen weißen Hause mit den vielen blanken Fenstern wohnen?“ fragte Zintje mit einer ungewöhnlich leisen, weichen Stimme. In all dem Lärm verlor die traurige Frage, die beiden Alten hörten sie nicht.

„Zintje, mach, daß du heinkommst; Kinder müssen sich so spät nicht auf der Straße herumtreiben!“ sagte Zoffe plötzlich, der sich ein seines Gefühl für Wohlstandigkeit bewußt hatte.

„Nein, für Kinder ist das nichts“, bestätigte Zoffe, der an seine Enkeltochterlein mit den stillen, blauen Augen dachte.

„Na, also denn, so müßt ihr sehen, wie ihr den Weg allein findet!“ sagte Zintje lichernd, strich dem Großvater noch einmal zärtlich über den schwarzen Tuchärmel und jagte dann zurück in die Windengasse.

(Fortsetzung folgt.)



Zu die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Schiller.

Der „Weiber-Reichstag“.

Ein Schauspiel aus dem 16. Jahrhundert.

Besprochen von Selma Wolff-Jassé in Mannheim.

In der Gottschedschen Sammlung alter deutscher Schauspiele, welche nach dem Tode der Herzogin Anna in den Besitz der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar überging, befinden sich zwei verschiedene Ausgaben eines Stüdes, das in der Zeit seines Entstehens eine Verffissage bedeutete, nach unsren heutigen Anschauungen aber die Durchführung des Gedankens der Teilnahme der Frau am Gemeinde- und Staatsleben veranschaulicht. Beide Ausgaben, sowohl die in Nürnberg bei Hans Guldenmund im Jahre 1539 erschienene Erstausgabe, wie die in Frankfurt a. M. einige Jahre später bei Welzanthan in der Schmiedgasse zum Kug gebrachte Zweitausgabe, haben auf dem Titelblatt einen originalen Holzschnitt, auf welchem wir mehrere Frauen in der Stadt des 16. Jahrhunderts eifrig debattierend zusammenstehen sehen. Ein Narr mit der Schellenlappe auf dem Kopfe scheint eifrig den Verhandlungen zu lauschen. In der Erstausgabe ist der unbekomt gebliebene Verfasser ehrlich genug die Quelle anzugeben, aus welcher er den Stoff für seine Arbeit hernahm. Der Titel ist folgender: „Ein Lustspiel, der Weiber Reichstag aus den Colloquies Trajani genommen und mit neuen versehen, doch in der Sentenz noch vertauscht.“ Der Titel der Zweitausgabe lautet: „Der Weiber Reichstag, ein sehr schön kurzweiliges Spiel, darinnen angezeigt wird vieles“

Bei unmöglichen Händeln, die sich wohl den Weibern vergleichen mit ihrem Schwächen und Schnattern.“ Als Verfasser ist der Mutter Hut von Weissenburg angegeben. Bei beiden Aussagen handelt es sich um eine poetische Überarbeitung des Dialogs „Senatus sive Gynaikosynedrum“ (Der kleine Senat, oder das Weiberparlament von Erasmus von Rotterdam), in welchem der berühmte Humanist streng mit den mittelalterlichen Reichstagen ins Gericht geht, auf welchen die Männer, anstatt etwas Ernstliches durchzuführen, ihre Zeit mit Standes- und Toilettenfragen unruhig verbrachten. Die Personenzahl des Theaterstücks stimmt ganz genau bis auf den Narren mit der Personenzahl des Erasmusjähns Dialogs überein. Ebenso ist der Inhalt genau der gleiche. Hier wie dort ist die Einberuferin des Weiberreichstags Frau Cornelie. Sie wendet sich an die erschienenen Frauen mit den Worten:

„Ihr wütet ohne Zweifel all,
Die Ihr seid in diesem Saal,
Warum wir hier zusammenkommen.
Die Männer täglich Reichstag halten,
Um ihre Sach behandeln und verwalten.
Wir verrichten das Haushäft und spinnen,
Lassen unsre Sach ganz dahinnern,
Deshalb ist es dahingekommen,
Das unser Nutzen ist zerrunnen.
Wir sind verspottet und veracht,
Mancher sein Weib vor kein Mensch acht.
Kommen wir dem Unglück nicht zuflir,
So steht es bald vor unsrer Tür.“

Die Sprecherin schlägt dann den Frauen vor, es den Männern nachzutun, ebenfalls Reichstage abzuhalten, auf denen über das Wohl und Wehe des weiblichen Geschlechts beraten werden soll. Frau Elisabeth stimmt der Rednerin zu und führt an:

„Keine Stadt noch Dörlein ist so klein,
Es hat jedes eine Gemeind,
Ja, selbst die Amazisen auf der Weid
Versammeln sich wie andre Leut,
Allein wir unter allen Tieren
Können uns nit erwehren.
Das kommt, wir kommen nicht zusammen,
Sind schier gefangen in einer Klammen.“

Sie bestreitet, daß die Mahnung des Apostels Paulus, „das Weib schweige in der Versammlung“, sich auf Frauenversammlungen beziehe, denn die Natur habe der Frau nicht umsonst die Zunge gegeben und eine so helle Stimme, „als sie kein Mann reden kann“. Sie reden „grob und ungeschickt gleichsam einem Esel, der ist alt“ — und

„Würden ihre Reichstag gehalten,
Wie sie in Wahrheit sein sollten,
Sie würden keiner Ehre erjogen,
Das müht man ihnen einmal sagen.
Was inn sie Gutes raten,
Die Doktoren, Bischöfe, Prälaten?
Selbst unter dem gemeinen Mann
Keine Zusammensetzung man finden kann.“
„Wenn uns“ (so fügt Frau Elisabeth fort)
„einstmal besoldet wird,
Zu verrichten Gemeindeamt und Bürd,
Es sollt weit Gott viel besser stöh'n,
Wie es jetzt bei den Herrn tut gohn.
Es steht vielleicht weiblicher Lust
Wohl an, das man sie aussucht,
Wie sie handeln an manchen End'
Tädens wir Weiber, wir würden geschäunt.“

Der Narr mischt sich in das Gespräch und warnt die Frauen, nicht auf die Männer zu schelten. Er erinnert an das Beispiel der Königin Bath, die ihrer Herrschsucht wegen vertrieben und durch die Fluge Haustau Esther erjezt wurde. Der Narr wird von den Frauen zurückgewiesen, er solle seine Fagen andern Leuten vormachen. Die Verhandlungen werden fortgesetzt und über die Sitzordnung des künftigen Weiberreichstags beraten. Lange wird die Frage ventilirt, welche Frauen an dem Reichstag teilnehmen sollen. Man kommt überein, die unverheirateten und die geschiedenen Frauen auszuschließen, ebenso die Halbwittrinnen und Konkubinen. Bevorzugt sollen allein die Mütter werden. Coqua, die Pfarrerstochter, erhebt Einspruch; sie bittet, sie nicht auszuschließen, da ein neues Gesetz in Aussicht genommen, welches das Bölsbat aufhebt. Coqua wird gedroht, bis zur nächsten Versammlung zu warten. Sehr ausführlich wird über die Kleidung der Frauen für den Reichstag beraten. Es wird beschlossen, für die Frauen die Gemeindemitte zu fordern, den Männern wollte man es überlassen,

Kriegsdienste zu leisten und für das Vaterland zu fechten. Ferner fordern die Frauen eine beratende Stimme bei der Verheiratung ihrer Kinder. Frau Cornelie schließt die Versammlung mit den Worten:

„Wenn eine erfür was mehr,
Die bring es morgen auch hierher,
Denn wir zusammenkommen wollen,
Solange wir den Reichstag bestellen.
Wir wollen auch verordnen lassen
Vier Notarinnen, die da versetzen,
Alles was geredet und verhandelt wird,
Wie es sich Euch zu merken gebührt.
Dazu muß man uns auch geben
Zwei Schiedsmeisterinnen,
Die erlauben zu reden,
Das sei Euch allen gesaget nun,
Aus daß Ihr Euch darin schicken tut.
Seid gehorsam, lasst Euch nit verdrießen,
Zu kommen, bis wir den Reichstag beschließen.“ —

(Aus dem Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine.)



Aus der Kriegszelt.

Der neue englische Maulkorb. Das Mißvergnügen über die Erfolglosigkeiten der Kriegsunternehmungen der Alliierten und die schwer empfundenen Ergebnisse der Luftangriffe haben die Spionsfurcht in England, die sich im Laufe der Monate ein wenig beruhigt zu haben scheint, neu entfacht. Wieder beginnt man überall Spione und Verräter zu wittern, und die harmlosesten Unterhaltungen werden belauscht, ob sie nicht Zweideutigkeiten enthalten, die ein Geheimnis von Bedeutung preiszugeben geeignet wären. Unter den Zeitungen ist ganz besonders die „Daily Mail“ von Mißtrauen und Spionsiebier befallen, und einer ihrer Mitarbeiter fragte den Kommandanten des Londoner Bezirks, Generalmajor Sir Francis Lloyd, nach den Maßnahmen, die getroffen werden mühten, um das gefährliche Gerede über kriegerische Ereignisse zu unterbinden. Es wird behauptet, daß die Unterhaltungen der Londoner sich allzu oft um militärische Dinge und Nachrichten aus den Munitionswerstätten drehen, was an sich stets einer im Kriege ungepflegten Handlung gleichkomme. Es gäbe zu viel Leute, die versuchen, sich mit dem geheimnisvollen Schleier besonderen Wissens zu umgeben, indem sie vor Verwandten, Freunden und Bekannten über die verschiedensten Kriegsangelegenheiten schwächen. In neun unter zehn Fällen seien solche Gespräche die Äußerungen frivoler Leichtsinnes. Manchmal aber könnten die Reden wirklich etwas enthalten, was feindlichen Ohren willkommen wäre, und es gäbe mehr unerkannte Lauscher, als die große Menge der Kriegsführung ahne. Die Eisenbahngleise, Hotels und Gasthäuser sind, wie die „Daily Mail“ voll Besorgnis versichert, die Orte, an denen das Kriegsgeschwätz am meisten zu fürchten sei. Besonders schlimm sei es in den Gasthäusern, in denen Leute verkehren, die mit Angestellten der Kriegsbehörden bekannt oder befreundet sind. Am gefährlichsten sind die Frauen. Man möge daran denken, daß in allen großen Hotels, Gasträumen und in den Eisenbahngütern sicherlich zahllose Hochposten im Dienst des Feindes verteilt seien. Darum sollen von nun an alle Leute, die über kriegerische Ereignisse sprechen — es sei denn in ganz gleichgültiger und allgemeiner Weise — bestraft werden. Der Anfang wurde bereits gemacht, indem ein Hotelbesucher, der sich „mit unverständlich gezielter Neugierde“ nach verschiedenen Truppen erkundigte, 200 M. Strafe zahlen mußte. Daß in einem kriegführenden Land das Ausplaudern von Geheimnissen bestraft wird, ist selbstverständlich. Bemerkenswert aber ist an der ganzen Angelegenheit, daß diese neue Art des Mißtrauens gerade nach den letzten Zeppelinangriffen in Erscheinung tritt, woraus man ersehen kann, daß die Luftangriffe doch nicht so spurlos an dem englischen Volksgemüt vorübergehen, wie die Londoner Presse bisher stets versicherte, und daß im freien England ein Maulkorbssystem eingeführt werden soll, das eine große und allgemeine Sinnesänderung erkennen läßt.

Die italienischen Dichter und der Krieg. Während die deutsche Kunst in keiner Weise ernsthaft unter dem Krieg gesitten hat, lassen die Nachrichten und Schilderungen der Kunstsberöltnisse im feindlichen Ausland immer deutlicher erkennen, daß die Deutschen Interessen unserer Gegner durch die stürmische Gegenwart fast völlig fortgeweht wurden und einer Sterilität Platz machten, die alle Schwächen der englischen, französischen und italienischen Kunst bloßlegt. Am inträchtigsten steht es gegenwärtig um die Literatur in Italien. d’Annunzio, der italienische Dichter- und Nationalpoet, hat sich in einen Schlachthofkünstler verwandelt, der von ihm selbigen schrecken schwankt, wie er nicht gehabt hat, und im übrigen sich damit begnügt, von Zeit zu Zeit in den Kreise der Alliierten eine ebenso gehässige wie künstlerisch wertlose Kriegsdode erscheinen zu lassen. Ein anderer bekannter Dichter, der

venetianer Fradelleto, reist im Laufe ander, um Vorlesungen über die Ursachen und Ercheinungen des Krieges abzuhalten. Die philosophischen und kritischen Schriftsteller beschäulen sich ganz auf zeitgemäße Propaganda. Die bekanntesten Novellisten und Erzähler schreiben Kriegschroniken, und die Verlagshäuser haben die Herausgabe von Dichtwerken bis zum Kriegsende verschoben. Die jungen Dichter verhalten sich — abgesehen von wenigen, die als Volksdichter nationale Gesänge verfassen — völlig untätig. Darum ist, wie der Italiener Michele Ricciardi in der New Yorker „Evening Post“ ausführt, seit Kriegsbeginn noch keine italienische Dichtung bekannt geworden, die rein künstlerisch zu werden wäre. „Einige Romantischreiber“, erklärt der italienisch-Verichterstatter weiter, „haben zwar die Titel ihrer neuen Stücke bekanntgegeben, aber es erscheint fast unmöglich, in jeder Zeit Theatergesellschaften zur Aufführung neuer Werke zu bewegen. Zuviel wurden in Rom zwei oder drei leichtere neue Stücke gespielt, aber sie fanden ein gleichgültiges Publikum und eine strenge Kritik, weil Publikum, Kritiker und Schauspieler den Abstand des Krieges zu stark empfinden, um derlei Interessen aufzutragen zu können. Die Gastspiele der Theatergesellschaften in den einzelnen Städten sind äußerst kurz und lang bemessen, sie reisen überall ununterbrochen, um genügend Publikum zu finden, und haben wegen des schlechten Geschäftsganges meist gar nicht den Mut, die Einladung neuer Stücke zu unternehmen. Im allgemeinen werden nur Dramen gespielt, mögen sie auch noch so alt und abgelebt sein, die in irgendeiner Weise zu dem Krieg in Beziehung gebracht werden können. Aber auch diese Stücke üben keine starke Anziehungskraft aus. Um besten geben verhältnismäßig noch die Schachmattvorstellungen, die sich mit ganz leichten Schwank und billigem Witz begnügen. Ein Überblick ergibt, daß die literarische Produktion ganz vernachlässigt ist und daß die bekanntesten Schriftsteller und Dichter nur noch als Kriegsdramatiker oder Propagandisten tätig sind. Im übrigen steht es auch im Maler, Bildhauer und Musiker nicht besser. Der Krieg hat das Leben der Nation in allen seinen Einzelheiten beeinflußt, er erschöpft alle Quellen und bedrückt die Herzen. Ihr einziger und grausam über allen schwelend, hat er jedes janzige Interesse erötet. Jetzt, da die Nation im Kampfe steht, zeigt es sich deutlich, daß Italien keinen wirklichen nationalen Dichter, keine wahrlich nationale moderne Dichtkunst besitzt. Die bekanntesten Erzähler, wie Giovanni Verga, Capuana, de Roberto, Matilde Serao und andere standen und stehen völlig unter französischem Einfluß. Einige von ihnen sind Schüler Zolas, andere lassen sich durchaus von Dumas oder Bourget beeinflussen, die jüngsten sind Epigonen von Horace und der vor Seignobaudie modernen Pariser Litteratur. Sie alle sind so wahrig unabhängig wie die Denker, Kritiker und Professoren, die Universitätssleute überhaupt, die alles unter dem Einfluß deutscher Philosophen und Gelehrten arbeiteten. Der moderne italienische Roman ist noch niemals geschrieben worden, auch d'Annunzio ist als Romanchriftsteller nicht rein italienisch. Und jetzt ruhen die Gedanken völlig, sofern sie nicht im Kriegsdienste der Beziehungen stehen.“

Eine amerikanische Kriegs-Preisfrage. Ein bemerkenswertes Schloßlicht: auf die Ausschreibungen des amerikanischen Volkes über den Krieg werden die Lösungen, die eine von einer amerikanischen Wochenschrift gestellte Preisaufgabe gefunden hat. Wie Ernst Schulz-Besser im neuesten Heft der „Zeitschrift für Buchkunde“ berichtet, handelt es sich in diesem Fall darum, eine passende Unterschrift zu einem Bild zu finden, das einen eleganten jungen Mann in Gesellschaftsstilsetze am Ende mit einer jungen Amerikanerin zeigt, die in Reisefotos blättert, ein Kriegsgerät mit der Aufschrift „War Pictures“ (Kriegsbilder) in den Händen hält und sinnend ausblickt. Die Preisfrage lautete: „Was ist eben gesprochen worden?“, worauf 121 200 Antworten eingingen! Den ersten Preis über 2000 M. erhielt folgende Lösung: Sie: „Werden Sie sich als freiwilliger melden?“ Er: „Wenn ja, dann nein. Wenn nein, dann ja!“ Das heißt: Wenn Sie meinen Heiratsantrag annehmen, dann nicht, wenn Sie mich abweisen, dann ja! — Des zweiten Preises wurde die Lösung: „Tot!“ für würdig befunden, des dritten: „Ich könnte wahrscheinlich nur einen Mann lieben, der für sein Vaterland gefallen ist.“ Bezeichnend sind aus der Fülle der eingehenden Antworten noch viele andere. Eine große Zahl von Deutern legten einer der beiden Personen des Bildes den zum geflügelten Wort geworfenen Ausspruch Shermans in

den Mund: „Krieg ist Hölle“, andere meinten: „Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.“ Namentlich weibliche Einseider gaben ihren Abscheu gegen den Krieg und durch die bekannten englischen Worte: „Mein Junge wird nicht großgezogen, um Soldat zu werden.“ Einer lädt den jungen Mann sagen: „Ich sehe lieber Meißelpulver (Puder) als Kanonenpulver“, ein anderer ihn den Antrag machen: „Wollen Sie meine Witwe werden?“ Die Abneigung gegen kriegerische Taten kommt in folgenden Lösungen zum Ausdruck: „Warum tötet mein Onkel deinen Neffen?“ — „Was ergieben Sie durch den Krieg? Witwen und Waisen!“ Sarcastisch klingt die Unterhaltung: Sie: „Der Mann, der mich heiraten will, muß ein Held sein.“ Er: „Natürlich, das muß er!“ Oder: Er: „Ich glaube, wenn Sie ein Mann wären, Sie würden sich melden.“ Sie: „Ich würde, wenn Sie es wären, würden Sie es auch tun.“ Die Abneigung „echter“ Amerikaner gegen den „Bindestrich-Amerikaner“ hängt in folgenden Briegegesprächen an: Sie: „Visiteuren fühle ich wie Joanne d'Arc!“ Er: „Vergessen Sie nicht, Ihr Name ist Schulz.“ — Er: „Antoinette, seien Sie vernünftig, ich kann doch nichts dafür, daß ich Steinberg heiße.“ Sie: „Aber ich kann wenigstens verhindern, daß ich so heißen soll.“

Jemandem aufs Dach steigen. (Ein merkwürdiger Fassbrauch.) Wie Jakob Grimm in den „Rechtsaltertümern“ mitteilt, war es ein alter deutscher Fassbrauch, dem Mann, der sich seines Weibes nicht erwehren konnte, im wahren Sinne des Wortes auf das Dach zu steigen, ihm den First einzuhauen und das Dach von oben bis unten herabzureißen. So liest man z. B. folgende Bestimmung aus den „Mannenberger Statuten“ vom Jahre 1594: „Ist ein man so wüstlich, daß er sich von seinem eigenen Weibe rauschlägen und schlagen läßt und solches nicht eifert und sonst, der soll des raths beibe Stadtrechte mit willen gewandt Neiden, oder da er's nicht vermag, mit gefängnis gestraft und ihm hierüber das Dach auf seinem hause abgehoben werden.“ Durch das Dachabheben wurde symbolisch zum Ausdruck gebracht, daß ein Mann, der Schläge seitens seiner Frau geduldig hinnehm, nicht würdig sei, ein Dach zu haben. Um diese Bestrafung eine besondere Weile zu geben, wurde sie nun meistens am letzten Fastnachtstag oder am Ashermittwoch vollstreckt, auf den in früherer Zeit die Fastnachtsbelastigungen oft ausgedehnt wurden. In einem aus der Gegend von Mainz stammenden Amtsbericht vom 8. März 1663 wird eine bizarre Regelung folgendermaßen beschrieben: „Es ist ein alter Gebrauch hierauf in der Nachbarschaft, daß etwann ein Frau ein Mann schlagen sollte, daß alle des Fledens oder Dorffs, worin das Factum geschehen, angrenzende Gemärkte sich annehmen; doch würde die sich vff den letzten Fastnachtstag oder Eidermittwoch als ein recht Fastnachtsspiel verspazet, da denn alle Gemärkte, nachdem sie sich 8 oder 14 Tag zuvor angemeldt, Jung und Alt, so Lust dazu haben, sich versammeln, mit Trommen, Pfeiff und flegenden Fahnen zu Pferd und zu Fuß dem Orth zuglehen, wo das Factum geschehen, vor dem Flecken sich anmelden, und etliche aus ihnen mittlen zu dem schulischen Schiden, welche ihre Anklag wieder den geschlagenen Mann ihm, auch zugleich ihre Zeugen, so sie deswegen haben, vorstellen, nachdem nunmehr selbige angehört, und aufständig gemacht worden, daß die Frau den Mann geschlagen, würde ihnen der Einzug in den Flecken gegönnt, da sie denn also baldt sich alle jambt vor des geschlagenen mans Hauf versammeln, das Hauf umbringen, und falls der Mann sich mit ihnen nicht vergleicht und absindet, schlagen sie Leitern ahn, steigen auf das Dach, hauwen ihm die fü:st ein und reißen das Dach bis vff die vierte Watt von oben ab, vergleicht er sich aber, so ziehen sie wieder ohne Verlehung des Haufes ab, falls aber der Bewohh nicht kann geführt werden, müssen sie unverrichteter sach wieder abziehen . . .“ Merkwürdigweise hat unsere Sprache die Erinnerung an diesen alten Brauch in den Redensarten „Jemandem aufs Dach steigen“ oder „Jemandem auf dem Dach sein“ bis zum heutigen Tage, wenn auch in unveränderbar und abgeschwächter Bedeutung bewahrt. So sagt beispielsweise Otto Ludwig im „Fräulein von Saderi“: „Ich bin ihm immer auf dem Dach.“ Höchstwahrscheinlich hat sich aus der Redensart „Jemandem aufs Dach steigen“ zu einer Zeit, als man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr kannte, der vollstümliche Ausdruck „Jemandem auf den Kopf kommen“ entwickelt.